

# Der verlorene Sohn

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **219 (1946)**

PDF erstellt am: **03.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-656977>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Der verlorene Sohn

Der Hubelbauer schiebt die bunten Vorhänge zur Seite und preßt seine heiße Stirn ans Fenster. Unter buschigen Augenbrauen stechen finster ein Paar dunkle Augen hervor und blicken unstedt über die Felder und Wiesen, die sich gegen den weiten Horizont dehnen. Hinterm Busch sieht er gerade noch die hohe, schwarze Gestalt des Pfarrers verschwinden. Mit ihm hat er eben eine ernste Aussprache gehabt. Dabei ist er ein wenig in Zorn geraten...

In der geräumigen Bauernküche herrscht Stille. Nur das Ticken der alten, wurmstichigen Schwarzwälder Uhr ist hörbar. Draußen brüllt hin und wieder ein Rind auf.

An dem schweren, eichenen Tisch sitzt die Bäuerin — die Hände im Schoß. Sie hat verweinte Augen. Ist ja auch kein Wunder, wo es um die Zukunft des Andreas ging. Der sollte auch Bauer werden wie der Michel — der ältere Bruder. So wollte es der Hubelbauer. Wenn der Bub' nur nicht so begabt gewesen wär'! Der Lehrer im Ort hatte es oft gesagt: Sie könnten

stolz sein auf den Andreas, aus dem würde einmal etwas werden. Und das fühlte auch die Bäuerin. Aber da war der Bauer mit seinem Dickhädel. Wie oft war sie vergeblich dagegen angerannt! In ihrer Not lief sie zum Pfarrer. Der wußte immer Rat...

Und vorhin hatte der nun dem Bauer gut zugeredet. Aber so ein harter Bauernschädel war wie ein Fels, an dem jede Welle bricht. Schließlich hatte er doch Ja und Amen gesagt — wenn es ihm auch nicht leicht gefallen war.

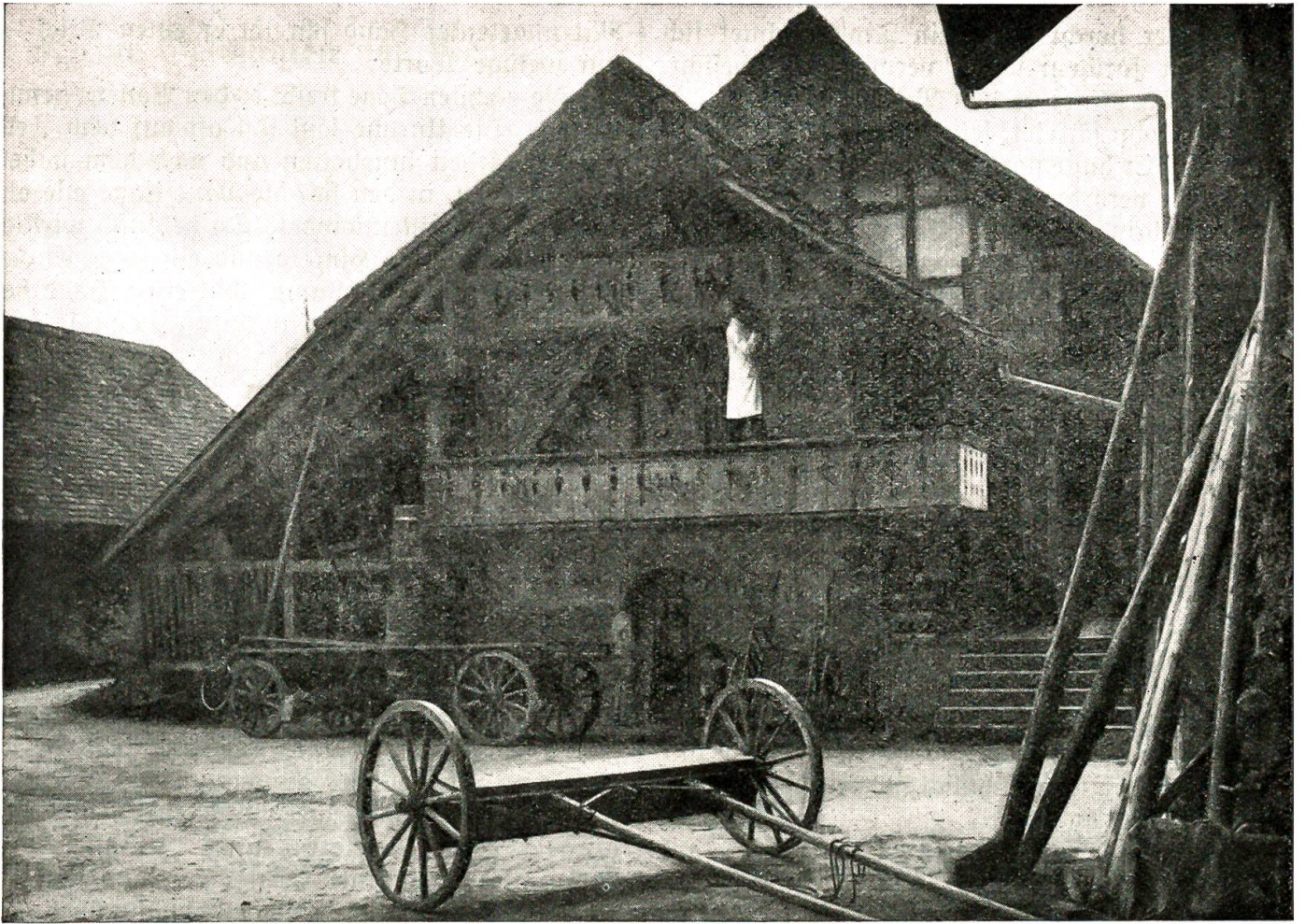
Wie sich der Hubelbauer mit einem Seufzer vom Fenster abwendet, tritt die Bäuerin an ihn heran. Als müsse sie ihm Rechenschaft ablegen für ihr Handeln, sagt sie mit seltsam weicher Stimme: „Er wird's uns schon einmal danken, der Andres — wenn er groß ist...“

Alles Harte und Trotzige schwindet für einen Augenblick aus seinem Gesicht. „Schon gut!“ sagt er. Das ist alles. Dann geht er in den Stall.



Der Bauernmaler Werner Schmuß auf der Stör  
Heute mehr denn je wird erkannt, welchen Wert die Auffrischung unserer alten  
Volkskunst für das Land wie für den Einzelnen bedeutet.

Photo Hans Steiner, Bern



Ein alter Speicher im Berner Mittelland, dessen Bauernmalerei einer kunstgerechten Renovation unterzogen wird

Photo Hans Steiner, Bern

Die Jahre in ihrer Einförmigkeit gehen still dahin. Sie bieten dem Bauern keine Abwechslung, keine Vergnügungen. Das Ackerland verpflichtet ihn zu heiligem Tun. Und dabei wird man nicht jünger. Das merkte der Hubelbauer an seinem weißen Haar. Oder war es um den Andreas...? Der hatte schon lange nicht geschrieben!

Ja, das Glück war dem Andreas hold. Er hatte sich zäh emporgearbeitet. Sein Aufstieg begann verheißend und gestaltete sich, wie er glänzender nicht gedacht werden kann. Sein Auftreten gewann bald an Sicherheit und Weltgewandtheit, so daß niemand in ihm den Bauernsohn vermutete.

Mit den erhöhten Aufgaben wuchs aber auch sein Stolz. Der Reichtum, der den bisher nur an Einfachheit gewöhnten, in aller Einsamkeit

aufgewachsenen Sohn der Scholle umgab, verwirrte seine Sinne, und der Hang zu gesellschaftlichen Vergnügungen verschloß ihm vollends den Blick für das Vergangene. Er fand den Weg nicht mehr zurück ins schlichte Bauernhaus, zu den Herzen der Eltern...

Die Ellbogen auf die Knie gestützt, so sitzt der Hubelbauer da und hängt trübsinnigen Betrachtungen nach. Die Arbeit will nimmer so recht gehen. Es fehlt ihm etwas, das ihm neuen Antrieb gibt. Er weiß selbst nicht recht, was das ist. Für sein Alter hat er freilich genug getan, aber abtreten von seiner Arbeit — nein, das will er nicht. Für ihn gibt es alleweil noch zu tun...

Da reißt ihn die Bäuerin in die Wirklichkeit zurück. Ein Brief sei gekommen vom Andreas.

Der Bauer horcht auf. Ein Troß zeichnet sich in seinem furchenreichen, verwitterten Gesicht. Umständlich öffnet er den Briefumschlag.

Der Sohn schreibt, sein kleiner Bub sei ernstlich krank. Er huste stark, und der Arzt habe Landaufenthalt verordnet. Ob er ihn auf einige Wochen heimbringen dürfe? Bei ihnen sei er sicher am besten aufgehoben...

Verzweiflung und Schmerz sprechen aus diesen wenigen Zeilen.

Hochgeredt steht der Bauer da. Eine tiefe Falte gräbt sich in seine Stirn. Nichts an ihm ist zustimmend oder ablehnend. Stumm legt er den Brief beiseite. Dann spannt er die Pferde vor und fährt aufs Feld.

Die Bäuerin ist in Sorge — wie nur eine Mutter sein kann. Zwei Tage sind vergangen, ohne daß ein Wort von dem Brief gefallen ist. Ganz ratlos steht die Bäuerin da. Da kommt es plötzlich wie eine Erleichterung über sie. Mit dem Brief in der Hand läuft sie heimlich zum Pfarrer. Der würde ihr schon wieder helfen...

Und er verspricht es auch. Sie sollen nur am Sonntag, wie gewöhnlich, zur Kirche kommen. Mehr sagt er nicht.

Am Sonntag ist die kleine Dorfkirche bis auf den letzten Platz gefüllt. Die Gemeinde lauscht der Predigt des Pfarrers und ist ganz ergriffen von der Schilderung des hochherzigen Vaters, der seinen ungeratenen, aber reuevollen Sohn wieder mit Freuden aufnimmt...

Zusammengesunken sitzt der Hubelbauer da. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn wühlt sein Inneres auf und löst dort gleichsam eine Lawine, die alles mit sich in die Tiefe reißt. Die Bäuerin sieht ihn verstohlen von der Seite an. Sein Antlitz bekommt plötzlich einen weichen Zug, den sie bisher an ihm noch nie wahrgenommen. Ein einzelner Sonnenstrahl, der sich durchs Fenster stiehlt, läßt es noch milder und verklärter erscheinen.

Auf dem Heimweg kann die Bäuerin kaum mithalten, so schreitet er aus. Sie reden kein Wort. Und das ist auch gar nicht notwendig. Wo Herzen Zwiesprache halten, hat der Mund zu schweigen.

Raum zu Hause angelangt, hängt er seinen Hut an einen Haken und geht in die gute Stube.

Mit ungelentker Hand schreibt er einen Brief — nur wenige Worte...

Die nächsten Tage treibt es den Bauern genug herum. Die Unruhe läßt ihn oft auf dem Feld mit der Arbeit innehalten und nach dem nahen Wald spähen, in den sich die Landstraße wie ein graues Band hineinwindet. Da hebt sich wirklich vom dunkelgrünen Hintergrund ein rotes Etwas ab, das rasch näher kommt. Mit einer Hand beschattet er die Augen. Ein Auto — eine schöne, rote Limousine! Ob er das ist? Mit weit ausholenden Schritten geht der Bauer der Landstraße zu. Da hält auch schon der Wagen, und der Sohn steigt heraus... groß, breitschultrig...

„Vater!“ kommt es von seinen Lippen, und er legt zaghaft die Rechte in die dargebotene des Vaters. Der Bauer sieht forschend in die Augen des Sohnes und glaubt darin etwas zu erkennen, das ihn um Verzeihung bittet. Der Mund — sonst nie im Reden verlegen — öffnet sich leicht, er findet nicht gleich die rechten Worte.

Der Vater unterbricht das peinliche Schweigen. „Schon gut!“ sagt er.

Schon gut! Nichts als das. Der Sohn entsinnt sich, was diese zwei einfachen, vom Vater oft gebrauchten Worte bedeuten. In ihnen liegt eine ganze Welt stillen Entsagens und Verzeihens... Ein glückliches Lächeln huscht über das Gesicht des Heimkehrers.

Im Wagen, auf dem Schoß der jungen Frau, sitzt, in ein Bündel von Decken gehüllt, der kleine Andres. „Opa!“ ruft er beglückt, und ein kleines, kaltes Händchen streckt sich dem Bauern entgegen. Er fühlt, wie es ihm heiß in die Augen steigt, und wendet sich für einen Augenblick ab. Es brauchte niemand zu sehen...

Im Westen schwindet langsam die untergehende Sonne und färbt die Äcker und Wiesen rot. Vom altersgrauen Turm der Dorfkirche läuten die Glocken Abendfrieden und tragen ihn weit ins Land...

### Im Strandbad

Er: Weißt du, Schatz, du erinnerst mich an Italien. Sie (weiter mit Öl ihre Haut salbend): Warum denn? Er: Auch dort braten sie alles mit Öl.